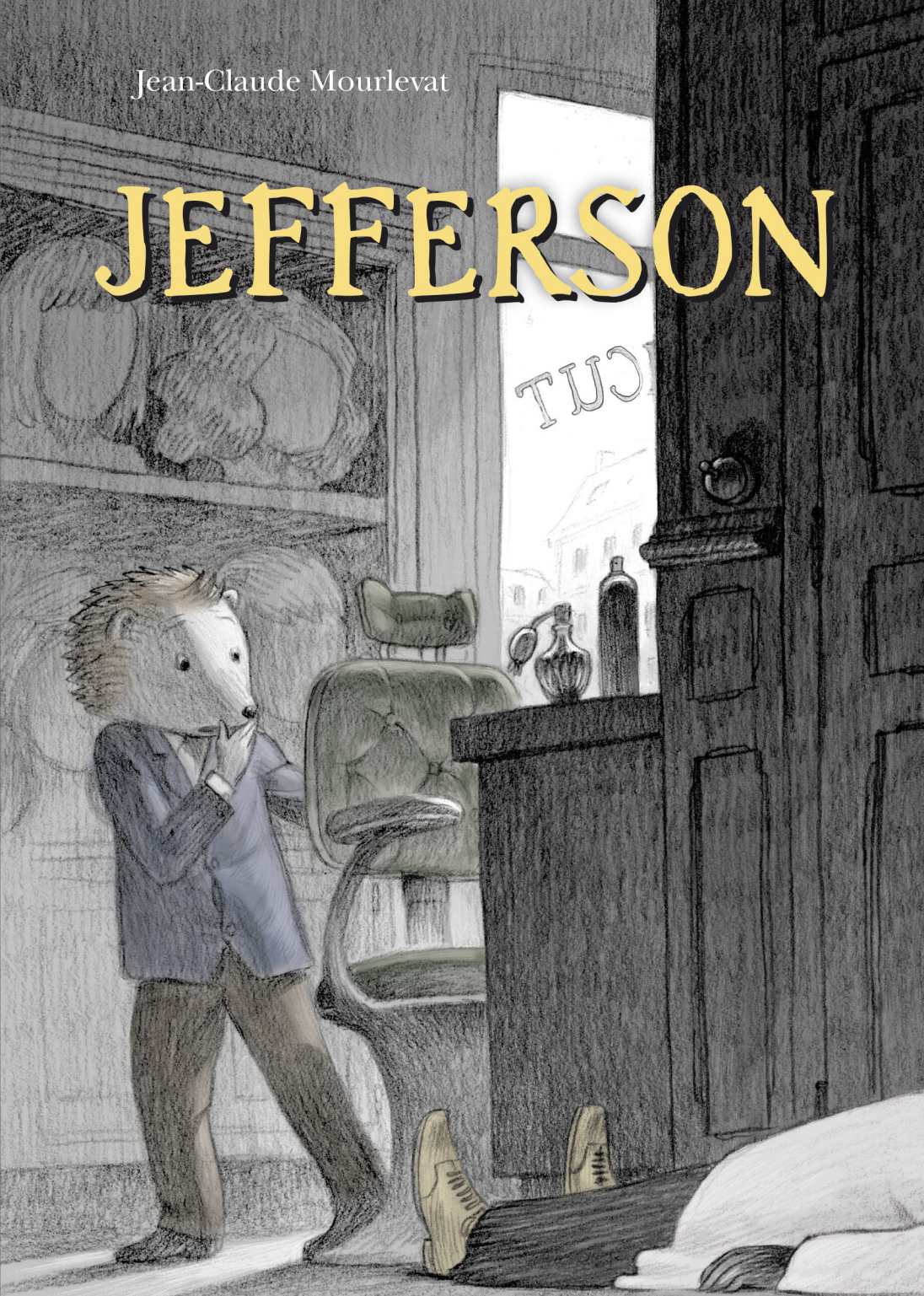


Jean-Claude Mourlevat

JEFFERSON



JACOBY  STUART

1



Der junge Igel Jefferson Walden von Waldeck beendete das morgendliche Reinemachen mit einem gesummteten *pom ... pompom ... pompom ...* wie jemand, der sehr gut gelaunt ist. Als alles in bester Ordnung war, der Staub am Fenster aus dem Handfeger geschüttelt und die Kehrschaufel wieder an ihren Nagel gehängt war, stellte er seinen Backofen so ein, dass seine Rahmkartoffeln bis zu seiner Rückkehr gar sein würden. Dann zog er sein Jackett an, knöpfte es in der Mitte zu und bemerkte dabei, dass der Stoff spannte, weil sein kleiner Bauch etwas zu sehr nach vorn guckte. Mit den Keksen sollte er sich ein wenig zurückhalten.

Er betupfte sich mit ein paar Tropfen seines Herrendufts Marke »Unterholz«, schnürte seine perfekt polierten Schuhe, indem er nacheinander seinen rechten und dann den linken Fuß auf den dafür vorgesehenen Schemel stellte, zog sich den Rucksack auf die Schultern und ging hinaus. Was ihn an diesem Morgen mit Freude erfüllte, war nichts Besonderes: Er hatte beschlossen, zu seinem Friseur zu gehen. Es

war ihm schon bei der Morgentoilette in die Augen gesprungen, dass seine hübsche Haartolle über der Stirn ganz aus der Fassung geraten war. Und er hasste es, ungepflegt auszusehen. Er würde also in die Stadt gehen und seine Tolle wieder in Ordnung bringen lassen.

Und er würde die Gelegenheit nutzen, um in der Bibliothek vorbeizuschauen und den Abenteuerroman *Allein auf dem Strom*, den er vorige Woche ausgeliehen hatte, zurückzubringen. Die Handlung spielte auf dem Orinokofluss, und der Held, ein junger Mensch namens Chuck, überwand mit unbezähmbarem Mut alle Gefahren: Einsamkeit, Hunger, Durst, Moskitos, Indios, Regen wie Gießbäche, unerträgliche Hitze, wilde Tiere – nichts konnte ihn aufhalten.

Die Bettdecke bis ans Kinn hochgezogen und eine dampfende Tasse Früchtetee auf dem Nachttisch, schlüpfte Jefferson in die Haut von Chuck und erwischte sich manchmal dabei, wie er beim Lesen die Faust ballte oder die Augen weit aufriß. Jedenfalls hatte der Roman ihn zwei Nächte hintereinander bis zum Morgen wachgehalten. Ganz besonders hatte ihm die Passage gefallen, in der Chuck, der im Urwald den Weg verloren hat, ihn mit der Stern-Methode wiederfindet. Dabei schlägt man auf gut Glück eine Richtung ein, geht fünfzig Schritte geradeaus, und wenn man nichts gefunden hat, kehrt man zum Ausgangspunkt zurück und versucht es in einer anderen Richtung. Noch mehr hatte er die schreckliche Stelle geliebt, wo Chuck, halbverhungert, beschließt, seinen Hund zu töten, um ihn zu essen und so zu überleben. Doch im letzten Moment wird er vom Mitleid übermannt und lässt unter Seufzern von dem armen Tier ab. Beim Lesen dieser Seiten hatte Jefferson sein Taschentuch unter seinem

Kopfkissen hervorholen und seine Augen trocknen müssen. Später in der Geschichte rettete der Hund Chuck dann das Leben, und das war ausgleichende Gerechtigkeit. Auch da hatte Jefferson weinen müssen. Das gehört zu den Vorteilen des Alleinlebens: Man kann laut und falsch singen, nackt herumlaufen, essen, wann man Lust darauf hat, und so viel weinen wie, man will.

Es war ein strahlender Herbstmorgen. Jefferson schloss die Haustür ab, steckte den Schlüssel in seine linke Hosentasche, nahm sein Handy aus der rechten Hosentasche und schrieb folgende Nachricht:

Lieber Gilbert, komme heute später vorbei, gehe erst in die Stadt zum DeliCut, um meine Tolle richten zu lassen. Bin gegen Mittag zurück. Hab Kartoffeln im Backofen, falls Du Hunger hast ... Tschüss, Kumpel!

Dann machte er sich freudigen Herzens auf den Weg. Was wollte er mehr vom Leben? Er war mit einer robusten Gesundheit ausgestattet, hatte ein Dach über dem Kopf, genug zu essen und in Gilbert einen wunderbaren Freund; außerdem lebte er an einem herrlichen Ort, am Rand eines großen Buchenwalds.

Bis zur Stadt war es nicht weit. Er brauchte nur ein paar Minuten am Waldrand entlangzulaufen und einem abschüssigen von Johannisbeersträuchern gesäumten Weg zu folgen – und schon befand er sich auf der Landstraße. Jefferson folgte der Straße, Kurve für Kurve.

War es, weil er in Gedanken noch immer bei Chuck an den Ufern des Orinoko war? Oder im Gegenteil, weil er sich jetzt schon in den Händen von Carola wähnte, die ihm im Friseursalon vor dem Schneiden das Haar schamponieren würde?

Jedenfalls befand er sich wenig später, gleich hinter einer engen Kurve, in einer sehr unbequemen Lage.

Ein Geländewagen, der aus der Stadt kam, schoss mit mindestens 120 Stundenkilometern auf ihn zu. Jefferson konnte gerade noch zwei Gestalten im Auto ausmachen. Zwei Menschen. Der Fahrer schien sehr groß und dünn zu sein und hatte einen rasierten Kopf. Es sah aus, als hätte er sich zusammenfallen müssen, um seine langen Knochen irgendwie auf dem Fahrersitz unterzubringen. Der Beifahrer war sehr viel kräftiger und trug eine Mütze; seinen Ellenbogen hatte er aus dem offenen Fenster gelehnt.

Der Fahrer trat voll in die Bremse, sodass die Reifen auf dem Asphalt aufheulten. Jefferson stieß ein schreckliches Quicken aus, machte einen Hechtsprung rückwärts und stürzte mit dem Hintern voran in den Straßengraben. Der SUV schlingerte, und der Beifahrer brüllte aus dem offenen Fenster etwas, das mit »Idiot von einem Igel« anfang und mit einer Bezeichnung endete, die hier nicht wiedergegeben werden kann.

»Selber!«, murmelte Jefferson empört.

Er sah, wie das Fahrzeug wieder beschleunigte und verschwand. Langsam stand er auf, kletterte aus dem Straßengraben, zog seine Kleidung wieder glatt und stellte fest, dass sein Hosenboden nass war. Er fragte sich, ob er nicht besser zurück nach Hause gehen sollte, um sich umzuziehen. Doch nach kurzem Zögern merkte er, dass er zu faul war, gleich wieder zurückzugehen. *Das trocknet am Tier!*, sagte er sich. Er würde zuerst in die Bibliothek gehen. So würde seine Hose wieder trocken sein, wenn er sich Carola zeigte. Während er so seinen Gedanken nachhing, stellte er unwillig fest, dass sein Herz noch immer sehr schnell schlug. Der Unfall hat-

te ihn ganz schön durchgeschüttelt. Nur wenige Zentimeter hatten gefehlt, und es hätte geheißen: *Goodbye, Jefferson!*

So ist das Leben – gerade noch fühlt man sich locker, heiter, unbeschwert, und fünf Sekunden später bricht alles zusammen. *Das Glück ist wirklich ziemlich zerbrechlich*, ging es ihm durch den Kopf, und er versuchte, an etwas Anderes zu denken.

In der Stadt angekommen, hatte er fast schon wieder seinen alten Schwung wiedergefunden, und pfeifend lief er die Hauptstraße hinauf, bevor er am Brunnen links abbog. In der Stadtbibliothek kannten ihn alle gut und riefen ihm mehrfach ein fröhliches »Hallo, Jefferson!« zu.

»Und – hat es Ihnen gefallen?«, fragte ihn die Bibliothekarin, eine freundliche Ente mit herzförmigen Brillengläsern, als er *Allein auf dem Strom* auf den Empfangstresen legte.

Sie hatte ihm das Buch empfohlen.

»Gefallen? Nein!«, begann er.

Doch als er sah, wie ihr die Miene entglitt, wollte er sie nicht länger ärgern und fuhr fort: »Es hat mir nicht gefallen, ich fand es vielmehr groß-artig. Und ich danke Ihnen sehr für Ihren Tipp. Ich werde das Buch meinem Freund Gilbert weiterempfehlen.«

»Ach, Herr Jefferson«, sagte die Bibliothekarin und wurde rot. »Sie haben mir richtig Angst gemacht. Es hätte mich auch gewundert, wenn Chucks Abenteuer Sie nicht gepackt hätten. Wenn sie möchten, können Sie den Roman gleich wieder mitnehmen und Ihrem Freund überreichen.«

Er bedankte sich, schnüffelte noch ein wenig in den Regalen herum und setzte sich dann mit ein paar Zeitschriften, in denen er sehr interessiert herumblätterte, in eine Ecke neben der Heizung. Eine halbe Stunde später verließ er die

Bibliothek, Allein auf dem Strom immer noch im Rucksack und den Hosenboden so gut wie trocken.

Der Friseursalon *DeliCut* befand sich ganz am Ende derselben Straße. Ein bescheidener, etwas altmodischer Laden, in dem höchstens drei Kunden gleichzeitig bedient werden konnten. Herr Edgar, der Chef, war ein ruhiger und gutmütiger Dachs, der in den Augen – oder vielmehr in den Ohren – von Jefferson einen unschätzbaren seltenen Vorzug für einen Friseur besaß: Er konnte einem die Haare schneiden und dabei schweigen.

So ging Jefferson schon seit vielen Jahren zum *DeliCut*, stets sicher, nicht mit Worten überschüttet zu werden. Er zog sein Jackett zurecht, reckte sich, atmete einmal tief ein und aus und räusperte sich. Was, wenn er Carola auf ein Glas nach der Arbeit einlode? Eine gute Idee. Eine ausgezeichnete Idee sogar. Er würde einen Moment nutzen, etwa wenn Herr Edgar telefonierte, seinen Mut zusammennehmen und sagen: »Carola, wann machen Sie heute eigentlich Schluss? Ja, weil ich mich gefragt habe, ja, also, ich habe mich gefragt, mich selbst sozusagen ... ob Sie vielleicht ...«

Carola war die Nichte von Herrn Edgar, und der, weil er langsam alt wurde, hatte sie eingestellt, damit sie ihm zur Hand gehen konnte. Jefferson fand es wunderbar, wenn sie sein Haar schamponierte und ihm die Kopfhaut massierte. Er fand es wunderbar, wenn sie ihn fragte, ob das Wasser zu warm oder zu kalt war. Und wie immer auch die Temperatur war, antwortete er stets, dass sie genau richtig sei. Sie hätte ihn tiefkühlen oder verbrühen können, ohne dass er etwas dagegen gehabt hätte. Wenn er auf dem höhenverstellbaren Sessel saß – der in Anbetracht seiner geringen Größe sehr

hoch eingestellt war –, schloss er glücklich die Augen und stellte sich vor, sie wäre seine Verlobte. Zwar hat allein zu leben, wie wir gesehen haben, eine Reihe von Vorteilen, doch zuweilen fühlt man sich dann einfach ... ein bisschen allein.

Eigenartig – die Tür ließ sich nicht öffnen, als Jefferson die Klinke hinunterdrückte, aber die Leuchtreklame mit dem *DeliCut*-Schriftzug blinkte, und der metallene Rollladen war hochgezogen. Jefferson versuchte, hinter den Gardinen etwas zu erkennen. Das Licht im Salon brannte. Eine Ziege in respektablem Alter schlief unter ihrer Trockenhaube. Alles schien in Ordnung zu sein, außer dass der Friseur, Herr Edgar, nicht zu sehen war. Auch von Carola gab es nicht die geringste Spur.

Jefferson klopfte an die Scheibe und wartete. Dann klopfte er noch einmal lauter, vergeblich. Schließlich erinnerte er sich, dass ein Fenster nach hinten hinausging und entschied sich, um das Haus herumzugehen.

Die beiden Flügel des Fensters standen offen, doch durch das Fenster zu klettern wäre eigentlich nicht richtig, und Jefferson verachtete nichts so sehr, wie etwas Ungesetzliches zu tun. Schon immer hatte er sich bemüht, sich nichts zuschulden kommen zu lassen, zum Teil aus staatsbürgerlichem Bewusstsein, vor allem aber, um der Wahrheit die Ehre zu lassen, damit man ihn in Ruhe ließ. Also ging er wieder zurück zum Eingang, klopfte erneut gegen die Scheibe und entfernte sich widerwillig, als sich weiterhin nichts bewegte.

Sein Gewissen ließ ihn jedoch nicht zur Ruhe kommen. Was, wenn etwas passiert war ... wenn Carola in Gefahr war? Der Gedanke an die junge Dachsfrau bewirkte, dass er auf dem Absatz kehrt machte.

»Herr Edgar! Carola!«, rief er durch das offene Fenster, und als niemand antwortete, nahm er all seinen Mut zusammen und kletterte hinein, auch auf die Gefahr hin, dass sein Jackett riss.

Er fand sich in einem Büroraum wieder, der angefüllt war mit allen möglichen Flacons, Schachteln, Schaumspendern, Shampoos und Haarwassern. Das einzige Geräusch, das aus dem Salon nebenan kam, war der lokale Radiosender. Eine sich überstürzende Stimme rief die Zuhörer auf, sofort eine kostenpflichtige Nummer zu wählen, wodurch sie mit viel Glück überhaupt nichts gewinnen würden. Er ging langsam weiter und rief noch einmal: »Herr Edgar? Carola? Hier ist Jefferson. Ich habe mir erlaubt ...«

Die Ziege schlief noch immer fest unter ihrer Haube; ihr offener Mund gab den Blick auf ein perfektes künstliches Gebiss frei, und an ihrem Kinn sickerte langsam ein feines Netz von Speichelfäden hinab. Offenbar schwebte sie in seligen Gefilden. Vielleicht träumte sie von ihren Urgroßzicklein.

Jefferson umrundete den ersten Drehsessel, auf dem niemand saß, dann sah er die cremefarbenen Schuhe von Herrn Edgar, die mit der Spitze zur Decke zeigten. Man konnte sie unmöglich verwechseln: Profischuhe, auf die der gute Mann sehr stolz war. Er fühle sich darin »wie in Pantoffeln«, pflegte er immer zu sagen.

Nach einem weiteren Schritt entdeckte Jefferson zwei parallel auf dem Boden ausgestreckte Beine, danach einen sorgfältig zugeknöpften weißen Kittel und dann, weiter oben, eine große Schere, deren eine Klinge bis zum Anschlag in Herrn Edgars Brustkorb steckte.

Auf dem Kittel war ein großer roter Blutfleck zu sehen, dessen Form an die Umrise der Insel Madagaskar erinnerte. Ge-



rade darunter war – Ironie des Schicksals – das Logo *DeliCut* aufgesteckt. Was für ein delikater Cut das war!

Herr Edgar schien wie seine Kundin zu schlafen, doch er träumte von keinen Zicklein; er träumte von gar nichts mehr, er war tot.

Bis zu diesem Tag war das Leben noch immer sanft mit Jefferson umgegangen. Noch nie hatte ihn etwas so sehr erschüttert, und entsprechend heftig war seine Reaktion. Erst bekam er keine Luft mehr, dann brach aus ihm ein seltsames Geräusch hervor, das sich etwa wie *Rooohaaarrrg ... rooo-häääärrg* anhörte, was man in etwa mit »Verdammt! Was für ein schrecklicher Anblick!« übersetzen kann. Es ging weiter mit *Brrööhö-hö hick fruuuuuh!*, was ungefähr so viel hieß wie: »Anscheinend ist dieser Mann keines natürlichen Todes gestorben. Wenn ich das richtig sehe, handelt es sich hier um nichts weniger als einen Mord.«

Er endete mit einem langen klagenden *Graaaaaahhhh!*, was annähernd bedeutete: »Oje, oje, das ist ja eine schöne Bescherung!«

Und dann tat er etwas, das er nie hätte tun sollen. Er kniete sich neben den Leichnam, murmelte »Warten Sie, Herr Edgar, ich ziehe sie heraus ...«, nahm die Schere in die rechte Hand und zog sie aus der Wunde – wobei er sich darüber wunderte, wie schwer das ging. Man möchte glauben, dass eine Klinge sich aus einem Körper wie aus einem Stück Butter ziehen lässt, aber das stimmt nicht: Sie sitzt sehr fest!

Genau in diesem Augenblick beschloss die Ziege unter ihrer Haube, aus ihren süßen Träumen aufzutauchen. Und was sie sah – nämlich die Leiche von Herrn Edgar am Boden und neben ihm eine Gestalt mit einer Waffe in der Hand – ließ für sie nicht den Schatten eines Zweifels zu. Sie öffnete ihren

Mund ganz weit und stieß einen Schrei aus, der so schrill war, dass ein kleiner Handspiegel splitterte: »Hiiiiiiiiiiii! Hiiilfe! Hiiiiiiiiiiii! Mörder!«

Jefferson ließ die Schere fallen.

»Aber nicht doch, ich war's nicht! Als ich hereingekommen bin ...«

Sie ließ ihn nicht ausreden und schrie so laut sie konnte. Das Zäpfchen vibrierte in ihrem Schlund.

»Er hat Herrn Edgar umgebracht! Er wird auch mich umbringen! Hiiiiiiiiiiiiiiiiiiii!«

Jefferson rang die Hände.

»Nein, ich war's doch nicht, ich schwör's ...«

Sie riss sich die Haube vom Kopf, sodass die Lockenwickler in ihren lila Haaren zum Vorschein kamen, rannte zur Tür und drückte mit aller Kraft die Klinke hinunter, um sie zu öffnen – vergeblich. Nun zögerte sie nicht länger. Die Gewissheit, allein mit einem Mörder in einem engen Raum gefangen zu sein, verzehnfachte ihre Energie.

Sie nahm zwei Meter Anlauf und stürzte sich mit der Schulter voran wie ein Rugbyprofi gegen das Hindernis. Die Türscheibe zersplitterte sofort, die Ziege landete auf allen Vieren auf dem Bürgersteig sprang auf, als hätte sie Federn untergeschallt, und rannte davon, so schnell sie es mit ihren kurzen Beinen konnte.

Dabei hörte sie nicht auf zu kreischen: »ER war's! ER waaaaar's!«, und zeigte dabei anklagend auf Jefferson, der in der Tür stand und sein armseliges »Ich war's nicht, ich war's nicht« stammelte, viel zu leise, als dass er damit das Geschrei der Ziege hätte übertönen können.

Als er sah, dass es ihr bereits gelungen war, zwei junge Böcke auf ihn aufmerksam zu machen, die sich ihm mit schnell-

len Schritten näherten, gehorchte er dem ältesten Reflex der Welt: dem Fluchtinstinkt. Das heißt, er machte sich vom Acker, er verdünnsierte sich, er nahm Reißaus, wie immer man es nennen will. Noch nie in seinem Leben war er so gesprintet. Er spürte, wie die Beine unter ihm arbeiteten wie Kolben im Motor eines Rennwagens.

Die Angst verlieh ihm Flügel, und tatsächlich hatte er das Gefühl zu fliegen, als er mit einem riesigen Sprung über ein Schild mit der Aufschrift BAUARBEITEN und ein wenigstens drei Meter breites Loch hinwegsetzte.

Seine Verfolger mussten darum herumlaufen, was ihm einen entscheidenden Vorsprung verschaffte.

Einer der beiden schrie »Halt, Jefferson!«, aber er lief weiter, ohne seine Schritte zu verlangsamen, während er an jeder Straßenecke, die sich ihm bot, abbog, um sie endgültig abzuschütteln.

Sein Instinkt und, man muss es sagen, auch eine gehörige Portion Glück führten ihn auf ein Stück Brachland, wo er endlich, vor Blicken geschützt, Luft holen konnte. Er verkroch sich zwischen Brennnesseln und Brombeeren hinter einem Lattenzaun, während sein Herz beinahe explodierte und seine Lungen brannten.

Erst jetzt bemerkte er, dass er während seiner Flucht die ganze Zeit nicht aufgehört hatte »Ich war's nicht, ich war's nicht« zu murmeln. Jetzt hielt er den Mund, wartete ein paar Minuten, und als er wieder ruhig atmete, sagte er noch einmal: »Ich war's nicht.«

Dann merkte er, dass seine Hose schon wieder feucht war, und diesmal nicht wegen des Wassers im Straßengraben. Das Malheur musste passiert sein, als er die Leiche entdeckt hatte. Man kann das verstehen: der Schock, die Aufregung.

Beinahe hätte er vor Scham geheult. Was hätte Chuck in seiner Lage getan? Kaum hatte er sich das gefragt, wusste er auch schon die Antwort: Chuck hätte sich nie in solch eine Situation begeben.